



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

die besonders darin liegen, daß, wie der Verfasser so schön und poetisch sagt, „in seinen Räumen schon mancher unheilbar Solide ein anderer Mensch geworden ist,“ keineswegs unterschätzt werden.

Wenn das alles geschieht, so wird das Verhältnis zwischen den „Aktiven“ und den Professoren das denkbar innigste werden. Dann wird es nicht mehr heißen wie kürzlich in einem dem Rektor eingereichten Semesterbericht einer Verbindung: „Der Tod zweier Professoren bot uns die erwünschte Gelegenheit, unsere Farben öffentlich zu zeigen.“ Vielmehr wird das Absterben eines Professors fast ebenso betrauert werden, als wäre ein „Aktiver“ gestorben.



Litteratur

Briefwechsel des Generals Leopold von Gerlach mit dem Bundestagsgesandten Otto von Bismarck. Berlin, W. Herz, 1893

Diese Briefe stammen, wie schon der Titel verrät, aus den Jahren 1851/58, ein einziger, der letzte, ist von Bismarck 1860 in Berlin geschrieben, als er schon Botschafter in Petersburg war, also nicht lange vor Gerlachs Tode (10. Januar 1861). Die meisten rühren von Bismarck her, vom Beginne des Jahres 1856 hat überhaupt nur Bismarck das Wort, ohne daß sich erkennen ließe, ob dies dem vorhandenen Borrath von Schriftstücken entspricht, oder ob es andre Gründe hat, denn es fehlt jedes Vorwort und jede andre Erläuterung. Zu beklagen ist dies Übergewicht Bismarcks schwerlich, nicht nur weil er bei weitem der bedeutendere von den beiden Korrespondenten ist, sondern auch weil Gerlachs Anschauungen während dieser Jahre aus seinen Denkwürdigkeiten schon hinlänglich bekannt sind (vgl. Grenzboten 1893, 1. Vierteljahr). Das gilt zwar auch von Bismarck, aber erstens kann man niemals genug Briefe von Bismarck bekommen, weil er stets geistvoll und originell, kurz, immer er selber ist, und sodann liegt das Hauptinteresse dieses Briefwechsels darin, zu sehen, wie er sich allmählich immer mehr von dem theoretisch-philosophischen Konservatismus (um dieses häßliche Wort zu brauchen) Gerlachs und seiner Partei losmacht und zum vollen, klaren Bewußtsein des Gegensatzes kommt. Freilich ist dieser Gegensatz immer vorhanden gewesen, mag auch Bismarck 1854 erklären, daß ihn von seinen alten Kampfgenossen in bösen Zeiten „wohl eine Differenz über die Wichtigkeit [wohl Richtigkeit?] der Mittel in konkreten Fällen, aber niemals ein Zwiespalt über die gemeinsamen Grundlagen und Ziele des Handels trennen“ könne, und noch 1857 an Gerlach schreiben: „Wenn meine Ansichten von den Ihrigen abweichen, so suchen Sie die Verschiedenheit im Blättertrieb und nicht in der Wurzel.“ Gerlach blieb bis an sein Ende der starre konservative Doktrinär, er haßte die „Revolution“ als das böse Prinzip, wollte ein enges Zusammengehen mit England und Oesterreich als den „konservativen Mächten, verabscheute jedes Einnehmen mit dem revolutionären, soeben wieder bonapartistisch gewordenen Frankreich,“ das er als den natürlichen Gegner Preußens für alle Zeiten betrachtete, nicht aus nationalen, sondern aus konservativen Gründen. Bismarck steht mit beiden Füßen auf dem Boden der Wirklichkeit, rechnet immer vor allem mit den Menschen, mit denen er es zu thun hat, nicht mit abstrakten

Begriffen (köstlich sind z. B. die Bemerkungen über den österreichischen Bundestagsgesandten von Prolesch=Ofen, dessen Charakter er so gründlich studiert hatte, daß er ihn ungern durch einen andern ersetzt gesehen hätte, in den er sich erst wieder hätte hineinfinden müssen); er will nur preußisch sein und denkt nur preußisch, bemißt darnach alle auftauchenden Fragen, sieht in dem damaligen Österreich den gefährlichsten Gegner, vertritt die Selbständigkeit der preußischen Politik am Bundestage, ist daher auch entschieden für Neutralität im Krimkriege, kann sich für die „englische Heirat“ schlechterdings nicht begeistern, die der „Anglomanie“ einen gefährlichen Vorschub leisten würde, und sieht in Napoleon III. unter Umständen einen erwünschten Bundesgenossen. „Wieviele Existenzen giebt es noch in der heutigen politischen Welt — fragt er einmal —, die nicht in revolutionärem Boden wurzeln?“ In den letzten Briefen, namentlich in dem (nicht ganz vollständigen und auch nicht datirten von 1860) spricht er den Gegensatz rund und nett aus und erklärt schließlich: „Wie Sie den Unterschied stellen zwischen Recht und Revolution, Christentum und Unglauben, Gott und Teufel, so kann ich nicht mit Ihnen diskutieren, sondern [muß] einfach sagen: ich bin nicht Ihrer Meinung, und Sie richten in mir, was nicht Ihres Gerichts ist.“ Am Ende führt er dann psychologisch den Widerspruch zwischen beiden auf die ganz verschiedenen Jugenderfahrungen zurück. Dabei ist er dem andern durch seine eindringende und umfassende Geschichtskennntnis weit überlegen, und diese zeigt ihm auch die Gegenwart nicht in künstlichem Lichte, sondern in ihrer wirklichen Gestalt. Gewiß sind diese Anschauungen des Bundestagsgesandten Bismarck für uns sachlich nichts neues, sondern schon vor allem aus seinen Frankfurter Berichten, die Poschinger herausgegeben hat, bekannt, aber sie treten uns doch in diesen vertraulichen Briefen viel unmittelbarer, persönlicher entgegen, und dieser Reiz wird noch erhöht durch die ungeschminkten Charakteristiken interessanter Persönlichkeiten, wie durch die treffenden Bilder und packenden Wendungen, die jeder dieser Briefe enthält. Jedenfalls ist die ganze Sammlung eine wertvolle Bereicherung nicht nur für die Kennntnis Bismarcks, namentlich seines Entwicklungsganges, sondern auch für unsre Litteratur, die solcher Briefsammlungen nicht viele besitzt.

Wanderungen durch Japan. Briefe und Tagebuchblätter von Otfried Nippold. Jena, Fr. Maukes Verlag, 1893

Unsrer Wanderer durch Japan ist kein flüchtiger Weltfahrer mit Stangens oder Cooks Marschroute, er lebt in Japan und kennt die Japaner. Ja, was mehr ist, er findet an ihnen einiges zu lieben und vieles zu achten. Leider ist es ja ziemlich selten geworden in der modernen Litteratur über Japan, besonders in der englischen, daß ein Beobachter auftritt, der nicht durchdrungen ist von der Überlegenheit der europäischen Kultur über alles Japanische. Nippold wagt sogar manches in Altjapan besser zu finden als in dem neuen europäisirten und beklagt gleich einem konservativen Japaner, wie rasch der alte Bau, in dessen Schatten ganze Geschlechter glücklicher und zufriedner als in den großen Ländern Europas gelebt haben, beim Einbruch der europäischen Einflüsse zerbröckelt und Stück für Stück einfällt. Gerade dadurch werden seine Skizzen unbefangne Leser fesseln, daß sie das japanische Volk mit Vorliebe in seinen von europäischen Strömungen noch nicht berührten geschützten Winkeln aufsuchen und mit Vorliebe den Gegensatz zwischen der echten, kräftigen, besonders künstlerisch so anmutenden japanischen Kultur und dem Schein und der Halbheit der europäisch überfirnißten schildern. Wenn wir auch längst überzeugt sind, daß das Schicksal der zu den nachgiebigen und nach-

ahmenden Völkernaturen gehörigen Japaner besiegelt ist, da sie von dem stärkern Europa ganz befangen sind, so erregt doch ein Büchlein wie das vorliegende von neuem unser Interesse an dem alten weltgeschichtlichen Kampfe zwischen dem Neuen und dem Alten, bei dem auch hier so viel Schönes zu Grunde geht. Schade, daß der Verfasser nicht verstanden hat, seine Schilderungen künstlerisch abzurunden. Er bringt zuviel Zufälliges, nicht Persönliches — denn das würde nichts schaden —, sondern Persönlich-Gleichgiltiges. Warum hat unsre ganze deutsche Litteratur über Japan keine Schilderungen aufzuweisen, wie sie Loti in den Feuilles d'Automne entwirft? Weil unsre Reiseschriftsteller in der großen Mehrzahl nicht gebildet genug sind, ihren Skizzen nach guten Mustern die letzte Vollendung zu geben und uns damit wirkliches Interesse für sie einzuflößen.



Schwarzes Bret

Die Zeitungen wollen wissen, daß nächstens den Unteroffizieren, Einjährigen und Gemeinen werde verboten werden, Extrauniform zu tragen. Es soll ihnen höchstens erlaubt werden, sich vom Regimentschneider eine eigne Uniform aus besserem Tuche machen zu lassen, die jedoch in Schnitt und „Sitz“ dem Kommissanzuge vollständig entsprechen müsse. Das heißt also, Extrauniformen können nach wie vor getragen werden, nur dürfen sie nicht mehr vom Zivilschneider gemacht werden. Was wird die Folge sein? Etwas Unzufriedenheit mehr im lieben deutschen Reiche, nämlich bei den vielen Schneidermeistern, die bisher mit jener Arbeit ein schönes Geld verdient haben, und im übrigen bleibt alles beim alten. Wenn man den Jünglingen überhaupt verböte, sich eigne Uniformen anzuschaffen, und sie zwänge, ein Jahr lang das grobe Tuch zu tragen, so würde das für unsre ganze verschnipelte Jugend ein wahrer Segen sein. So aber scheint die Militärbehörde selbst des Königs Rock nicht für gesellschaftsfähig zu halten. Übrigens wird wohl diese Kleiderordnung das Schicksal aller ihrer Vorgängerinnen teilen, d. h. es wird sich kein Mensch um sie kümmern. Wie oft ist schon den Offizieren eingeschärft worden, sich nach dem vorgeschriebenen Schnitt zu richten, und in welchem Aufzuge laufen unsre Leutnants herum!

In einem Erkenntnis des Oberverwaltungsgerichts (s. Pr. Verwaltungsblatt vom 30. Dezember 1893, Nr. 13, S. 146) heißt es:

„Daß mit Abs. 5 die in dem vorausgegangnen Absatz für Streitigkeiten mit der Wegpolizeibehörde und auch unter den Beteiligten anlässlich einer behördlichen Anordnung und über diese Anordnung geregelte Zuständigkeit der Verwaltungsgerichte auf die unter Beteiligten etwa unabhängig von solcher vorausgegangnen behördlichen Anordnung entstehenden Streitigkeiten über die öffentlich-rechtliche Verpflichtung zur Anlage und Unterhaltung öffentlicher Wege hat übertragen werden sollen, darauf deuten die Worte u. s. w.“

Von einer Behörde, wie dem Oberverwaltungsgericht, sollte man doch eine etwas verständlichere Sprache erwarten können.

„Vor allem untersteht (!) das Institut in Zukunft der unmittelbaren Leitung des Ministers für Kultus und Unterricht und es bezieht dasselbe eine fixe, im Staatsbudget ausgewiesene Dotation.“